Die Diktatur der Zunft

Von Anton Erkelenz

Was bringt die Zukunft?

„Das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten, und neues Leben blüht aus den Ruinen." Die Köpfe der Menschen denken langsam. Seit 1914 aber geht die Entwicklung der Dinge viel schneller vor sich, als die Köpfe der Menschen zu fassen vermögen. Deshalb der Wirrwarr! In solchen Zeiten haben oft einzelne Personen oder einzelne kleinere Gruppen, manchmal auch Zeitschriften, einen weitgehenden Einfluß auszuüben vermocht, indem sie neue Wege zeigten. So erklärt es sich, daß seit ungefähr Jahresfrist eine Zeitschrift viel gelesen wird, die sich die Aufgabe stellt, wenn man so sagen darf, die Zukunft abzuhorchen und die Gedanken ans Licht zu befördern, die in der Tiefe der gesellschaftlichen Vorgänge noch schlummernd verborgen sind. Diese Zeitschrift ist die im Verlag Eugen Diederichs, Jena, erscheinende Monatsschrift „Die Tat". In einer solchen, an keine Partei gebundenen Zeitschrift kann vieles ausgesprochen werden, was fest organisierte Körperschaften noch nicht aussprechen können. Hier kann auch einmal danebengeraten oder -gehauen werden. Entsprechend dem Kundenkreis des für das deutsche Geistesleben außerordentlich wichtigen Verlags Eugen Diederichs in Jena wird die Zeitschrift hauptsächlich von hochschulgebildeten Bürgern gelesen. Das ist eine bescheidene Minderheit, aber es ist doch eine wichtige Minderheit. Es ist die Minderheit, die die Zeitungen, die Bücher schreibt, Reden hält, in den Schulen die Schüler beeinflußt und belehrt usw.

Kritik und Aufbau.

Es kann hier nicht in Frage kommen, die Gedanken zusammenfassend wiederzugeben, die in der genannten Zeitschrift seit etwas mehr als einem Jahr ausgebreitet werden. Wie immer in Deutschland, ist die Kritik der stärkste Teil dieser Arbeit. Wenn man manche dieser kritischen Aufsätze liest, fragt man sich, ob es überhaupt noch so etwas wie Hoffnung in der Welt gibt. Ein vor einer Reihe von Monaten erschienener Aufsatz über die Reparationsfrage (Juniheft 1930) war glänzend geschrieben, mit großer Sachkenntnis, mit scharfer Feder und mit geistiger Frische. Aber am Ende des Aufsatzes hätte am besten das Wort gestanden, das nach Dante über dem Eingangstor der Hölle geschrieben steht: „Laßt alle Hoffnung fahren!" Wer im Dezemberheft den Aufsatz über die wirtschaftliche Lage der Welt las, der hatte den Eindruck, daß die Zukunft nicht nur für arme Völker wie das deutsche, sondern auch für reiche Völker wie die Vereinigten Staaten, selbst für hoffnungsvolle Kolonialländer wie Südamerika, ganz aussichtslos ist. Wer also diese scharfen, unerbittlichen, mit scheinbar lückenlosem Material gestützten Kritiken liest, für den gibt es immer nur eine Schlußfolgerung, nämlich sich einen Strick zu kaufen und sich aufzuhängen. Das ist auch typisch deutsch. In England haben unter ähnlich schwierigen Verhältnissen wie den heutigen Zeitschriften und ihre Mitarbeiter oft eine entscheidende Rolle gespielt. Aber sie haben sich meist weniger um die Kritik bekümmert als um dasjenige, was neu geschaffen werden soll. In Amerika würde man in einer solchen Situation zunächst sagen: „Seht einmal, wie herrlich weit wir es gebracht haben! Und weil wir es so weit gebracht haben, so werden wir auch die neuen Schwierigkeiten überwinden und es noch weiterbringen!" In Frankreich würde man auf die weltumgestaltenden Folgen etwa der Französischen Revolution hinweisen, würde stolz darauf sein, was man geleistet habe, und würde sagen: „Die Not war damals unvergleichlich viel größer als jetzt. Wenn wir es damals geschafft haben, werden wir es auch heute schaffen!" Es kann eigentlich nur in Deutschland vorkommen, daß in einer geistig hochstehenden Zeitschrift ein solches Maß von Hoffnungslosigkeit in das Volk hineingepreßt wird. Es kann nur in Deutschland vorkommen, daß dieser Pessimismus der Dekadenz, der oft auch noch mit geistigem Hochmut verbunden ist, sich so breitmachen kann.

Der Ständestaat.

Wenn man nun versuchen will, dasjenige, was in der „Tat" als neue, positive Erkenntnis ausgegeben wird, zusammenfassen, dann kommt man in Verlegenheit. Vielleicht tut man dem Mitarbeiterkreis nicht unrecht, wenn man folgendes hervorhebt: Daß die Demokratie, das Parlament und alles hundeschlecht sind, gehört natürlich zu den schon oben erwähnten kritischen Uebertreibungen, die sich heute jeder Sekundaner erlaubt. Die Feststellung, daß die ganze moderne Wirtschaftsweise überholt sei, im Zusammenbruch stehe, enthält ja gewiß manches Zutreffende, aber sie enthält auch manches Uebertreibende. Daß die Sozialdemokratie und alle andern Parteien in der ganzen Kritik sehr schlecht wegkommen, gehört ja fast zu dem System, daß alles Vorhandene schlecht sein müsse. Die Rettung soll für Deutschland aus zwei Neurungen heraus kommen. Erstens aus der Weiterentwicklung des ständischen Gedankens. Die Wirtschaftspartei des Mittelstandes soll ergänzt werden durch eine Wirtschaftspartei der Angestellten und eine Wirtschaftspartei der Beamten. Diese drei Gruppen der Mittelschicht, die also weder Kapitalisten noch Proletarier sind, sie sollen gewissermaßen die Staatsgewalt in die Hand nehmen und sollen dann die „Wirtschaftsdemokratie" schaffen. Das wäre also eine Wirtschaftsdemokratie, bei der z. B. die Arbeiter offenbar nur eine Nebenrolle spielen sollen. Die geistigen Berufe sollen diese Wirtschaftsdemokratie leiten und sollen sich deshalb als Stand organisieren. Ueber allen ständischen Organisationen soll aber dann der Staat stehen. Denn nur der Staat sei das einzige, was in der heutigen Zeit noch fest stehe, und nur für den Staat wären alle Kreise noch bereit, Opfer zu bringen. Unter diesen Behauptungen mag im einzelnen manches Richtige sein. Die Angestelltenschicht und die Beamtenschicht sind die einzigen, die noch wachsen. Sie haben auch noch nicht ihre regelrechte Einordnung in die Organisationen der Wirtschaft und des Staates gefunden. Aber daß der ganze große Weltenzusammenbruch der uns unter dem Pseudonym „Fried" in der „Tat" verkündigt wird, daß die ganze große wirtschaftliche Revolution sich erfüllen soll, wenn sich noch ein paar Beamten- und Angestelltenparteien bilden, das erscheint als eine etwas primitive Beantwortung ungelöster Fragen. Und sie ist selbst dann primitiv, wenn man in der starken Betonung der Staatsgewalt eine zusammenfassende Kraft herauszufinden versucht, die gegenüber den Absonderungen der Stände wirksam bleiben soll.

Die Organisation der Armut in der Zunft.

Was sollen diese mittelständischen Organisationen durch ihre eigne Kraft und durch den von ihnen geführten Staat nun tun, um die wirtschaftliche Revolution zum Siege zu führen? Noch im Septemberheft der erwähnten Zeitschrift heißt es:

„Wir kennen die heutige soziologische Basis dieses neuen Bürgertums noch nicht. Die alte ist zerstört, die neue noch nicht klar geworden. Das neue Bürgertum befindet sich noch in einem Zwischenstadium, es bildet sich fortlaufend weiter um. Hier liegt der Grund für die heutige Unmöglichkeit eines festen Programms. Infolgedessen weiß man auch noch nicht, wie die Forderungen dieser neuen Schicht zu lauten haben."

Im Novemberheft bereits ist die Klarheit siegreich weiter vorgeschritten. Da kann man als Programm für die nächste Zukunft folgendes lesen:

„Der andre Weg heißt: völlige Abkehr von Kapitalismus und Liberalismus. Er bedeutet den Zusammenbruch des wirtschaftlichen Systems und bedingt ferner Aufgabe der Idee der Weltwirtschaft, Abkapselung einzelner nationaler Wirtschaftsräume. Keine Streichung, sondern Einstellung der Reparationszahlungen; Aufschichtung hoher Zollmauern um den einzelnen nationalen Wirtschaftsraum; Ausbau der Kartelle und Gewerkschaften und ihre Ueberführung auf den Staat, der dann ein entscheidendes wirtschaftliches Fundament erhält."

Man könnte sagen, das ist die Organisation der Armut. Man könnte auch sagen, es ist die Wiederkehr des mittelalterlichen zünftlerischen Staates auf nationaler und großindustrieller Grundlage. Dieser Lösungsversuch ist schon recht alt und brauchte gewiß nicht mehr neu entdeckt zu werden. Aber die meisten von denen, die in den letzten Jahrzehnten für Freiheit und Lebensglück der Aufsteigenden gekämpft haben, würden sehr enttäuscht sein, wenn jetzt jeder einzelne Staat eine Zunft für sich bilden und in dieser Staatszunft eine Reihe von Berufszünften eingerichtet würde, wie in der mittelalterlichen Stadt.

Diktatur der Reichswehr.

Aber wie man zu diesen und hundert ähnlichen Fragen auch stehen mag, sicher ist, daß eine solche zünftlerische Neuorganisation der Gesellschaft viel Zeit gebraucht, um zu werden. Zeit haben die Mitarbeiter der „Tat" jedoch nicht zur Verfügung. Das Neue, das man im September noch nicht kannte, und das im November doch zu Papier geboren wurde, soll schleunigst durchgeführt werden. Und da man diesen modernen Zunftstaat mit dem Parlament und der öffentlichen Meinung gewiß nicht schnell durchführen kann, so sucht der Mitarbeiterkreis der „Tat" gleich eine neue Lösung. Diese Lösung heißt: Diktatur. Die Unvermeidlichkeit der Diktatur wurde in der „Tat" schon verkündet zu einer Zeit, als man noch gar nicht wußte, was und wie neugestaltet werden sollte. Im Oktoberheft wird über diese Diktatur einiges näher gesagt: Der parlamentarische Weg erscheint nicht gangbar. Der Weg der direkten Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse durch das Volk brächte Revolution und Chaos. Deshalb soll der Reichspräsident und die Reichswehr über das Parlament hinweg den „wahren Volkswillen" wirklich und ehrlich durchführen! „Beim Reichspräsidenten und bei der Reichswehr liegen heute die Schlüssel zur kommenden Entwicklung!" Das bedeutet, daß der erwähnte Zunftstaat in der allernächsten Zeit schon durch Reichspräsident und Reichswehr durchgeführt werden soll, wahrscheinlich noch vor der in etwa 14 Monaten stattfindenden Präsidentenwahl. Dazu brauchen wir also die Diktatur!

Gewalt oder Erziehung?

Es ist gewiß verdienstlich, wenn sich ein Kreis von gleichstrebenden Menschen zusammensetzt und die geistige und ideenmäßige Neuordnung der Zeit vorbereiten hilft. Deshalb begrüßt man jede Arbeit, die auf diesem Gebiet geleistet wird. Keine Zeit ist weniger geeignet als die heutige zu glauben, daß man schon den höchsten Grad aller Erkenntnisse erreicht habe und nichts Neues mehr zu lernen brauche. Die edle Unzufriedenheit, die neue Kräfte aus sich herausarbeiten will, brauchen wir gerade in der republikanischen Bewegung. Es sollte auch hier nicht näher mit den sehr dürftigen praktischen Vorschlägen der „Tat" für die künftige Gestaltung gerechtet werden. Heute kam es uns hauptsächlich darauf an, die völlige Unzulänglichkeit und trotzdem oder gerade deswegen erhebliche Gefährlichkeit des Gedankens der Diktatur in einem solchen Zusammenhang herauszustellen. Die deutschen Gebildeten, von denen ein beträchtlicher Teil Leser der Zeitschrift „Die Tat" sind, zeichnen sich ja leider nicht durch ein Uebermaß von politischen Kenntnissen und politischer Erziehung aus. Im Gegenteil: in keinem modernen Lande gibt es eine Bildungsschicht, die so wenig von politischen Notwendigkeiten und Möglichkeiten weiß wie in Deutschland. Wenn nun in einer, von einem berühmten Verlag herausgegebenen, ernsthaften Zeitschrift diesen Kreisen gesagt wird, daß es ohne Diktatur nicht gehe, und daß ausgerechnet die Reichswehr uns die neue Wirtschaftsordnung schaffen müsse, dann ist das ein gefährliches Gerede, dem man entgegentreten muß. Die demokratische Regierungsform, die Revolutionen dadurch vermeiden will, daß sie die Evolution, die planmäßige Entwicklung fördert, die Revolutionen auch dadurch vermeiden will, daß die Regierenden mit Zustimmung der Regierten handeln sollen, kann umstürzende Neurungen nicht von heute auf morgen vornehmen. Denn die Erziehung der Menschen zu neuen Formen oder der Wirtschaft braucht Zeit. Es ist durchaus möglich, daß unsre wirtschaftliche Entwicklung an eine Stelle kommt, wo der gewöhnliche Weg nicht mehr ausreicht, d. h., wo die Erderschütterungen und Eruptionen schneller vor sich gehen, als die Köpfe der Menschen es miterleben können. Auch für solche Fälle bietet die Demokratie Möglichkeiten, vorausgesetzt, daß diese Fälle sehr selten sind. Im übrigen ist es von entscheidender Bedeutung, daß auch schwere innere Reformen mit der Zustimmung und dem tätigen Miterleben der Regierten durchgeführt werden. Deshalb mußte hier den im Kritischen manchmal erfreulichen Arbeiten der Zeitschrift „Die Tat" widersprochen werden. —

Zwischen den Gräben / Eine Kriegserinnerung von Timon Pfannwitz

Als Gast im französischen Graben.

Während der Feiertage 1914/15 war vor Arras wie auf Verabredung Ruhe. Da wir stellenweise bloß 80 bis 100 Meter auseinander lagen, wurde hinüber und herüber gerufen. Beide Teile kamen so allmählich in eine Art Waffenstillstand hinein, bis dann gegen Neujahr einige Wagehälse der Franzosen sich offen ohne Waffen auf dem Grabenrand zeigten und riefen: „Kamerad, nicht schießen!" Dies Beispiel wurde von uns natürlich erwidert, und schon am andern Tage kamen drei Franzosen in der Dämmerung auf unsre Gräben zu. Einige von uns — als erster ich — stiegen ebenfalls aus dem Graben und gingen ihnen entgegen. Ungefähr in der Mitte zwischen den Gräben trafen wir zusammen und schüttelten uns kameradschaftlich mitmenschlich die Hände. Der Krieg war eine Weile vergessen. Die Franzosen waren genau wie wir über das Sinnlose und Unmenschliche eines solchen Krieges empört. Als ich ihnen erzählte, daß ich sieben Jahre mir mein Brot in ihrem schönen Lande verdient hatte, drei Jahre in Paris selbst, war ihre Freude groß. Es wurden dann Andenken ausgetauscht. Die Franzosen waren vorzüglich verpflegt und ausgerüstet und schenkten uns Kognak, Weißbrot, Konserven und Schokolade, während wir ihnen Rauchwaren, besonders Zigaretten, überließen, welche bei ihnen merkwürdigerweise knapp waren. Diese Verbrüderungsszenen wiederholten sich nun einige Tage lang.

Ich bin sogar in der Nacht stundenlang drüben bei ihnen im Graben gesessen. Alles, was irgend in der Nähe war, drängte sich um mich, und wir unterhielten uns köstlich. Jeder von den Franzosen brachte irgendetwas, was er mir schenken wollte, und um keinen zu beleidigen, mußte ich es annehmen, so daß ich kaum alles unterbringen konnte. Es waren fast durchweg ältere Leute von einem Territorialregiment. Während meines Besuches kam plötzlich ein Major inspizierend durch den Graben. Ich wurde schleunigst von den Soldaten in einem Grabenloch versteckt. Der Offizier ging keine 50 Zentimeter von mir entfernt vorüber. Es fiel ihm auf, daß so viele Leute auf einem Haufen beisammen waren und er stellte den Korporal darüber zur Rede. Dieser, ein ganz gewaschener Pariser, erklärte schnell gefaßt, ein Kamerad habe Witze erzählt, worauf sich der Major lachend entfernte. Es könnte nun mancher glauben, besonders Heimkrieger und Franzosenfresser, daß wir im Franzosengraben über militärische Dinge gesprochen hätten. Das war aber nicht der Fall. Der einfache Soldat im Graben hätte ja auch nicht viel darüber zu sagen gewußt. Ausfragereien über militärische Dinge wurden von jeder Seite vermieden. Rein menschliches Denken und Fühlen kam da zu seinem Recht. Jeder gab seine Familienverhältnisse zum besten. Als ich ihnen erklärte, daß so vieles, was über uns Deutsche verbreitet wurde, böswillige Verleumdung sei, da war ich überzeugt, daß sie mir glaubten. Dieser Ruhezustand dauerte aber nicht länger als sechs bis acht Tage; denn natürlich blieb es den höhern Stellen hüben wie drüben nicht verborgen. Strenge Befehle, die ein sogenanntes Fraternisieren mit dem Feind als schweres Verbrechen für den Soldaten bezeichneten, in Aussicht gestellte strenge Strafen und Truppenverschiebung bei den Franzosen beendigten diese Idylle. Ungefähr sechs Wochen später machten die uns nun gegenüberliegenden, ausgewechselten Truppen einen Teilangriff, nachdem eine Sprengung unsrer Sappe vorangegangen war, und drangen mit großer zahlenmäßiger Ueberlegenheit in unsern ersten Graben ein. Seine Wiedereroberung kostete uns innerhalb zweier Tage 500 Mann an Toten und Verwundeten (Im Heeresbericht stand darüber kurz: Ein kleiner Vorstoß der Franzosen bei Arras wurde von uns mühelos abgewiesen.) Ich verlor damals fünf meiner besten Kameraden. Wir wurden dann ein kleines Stück seitlich verschoben. Dort hatte ich dann nochmals Gelegenheit, in friedlicher Weise mit den Feinden in Berührung zu kommen.

Vorstoß nach einem Weinkeller.

Unser neuer Graben führte zum Teil durch ein zerschossenes Dorf, während die französische Stellung sich unmittelbar am Dorfrand entlangzog. Wie fast in jedem französischen Dorfe befand sich auch hier ein altes Schloß mit einem schönen, ziemlich großen Park, beides jedoch sehr durch Artilleriefeuer verwüstet und zerschossen. Das Schloß lag nun mitten zwischen beiden Gräben. Durch Kameraden, welche im Herbst an dieser Stelle den Angriff mitgemacht hatten, erfuhr ich nun, daß im Keller des Schlosses große Weinvorräte vorhanden waren und wahrscheinlich jetzt noch darin lagerten, nachdem weder Freund noch Feind Zeit hatten, sie fortzuschaffen. Da nun unsre Verpflegung, wenigstens was das Trinkbare anbetraf, schon damals kläglich war (wir hatten für die zwei Tage lediglich eine Feldflasche zweifelhaften Tees), kam ich auf den Gedanken, dem Weinkeller des Schlosses bei Nacht einen Besuch abzustatten. Der Plan mußte natürlich geheimgehalten werden, da an eine Erlaubnis hierzu durch unsern Kompanieführer nicht zu denken war. Wenn wir also dabei abgefangen oder getötet worden wären, so hätte man uns bei unsrer Kompanie einfach als Ueberläufer registriert. Ich weihte drei verläßliche furchtlose Leute ein, und sie erklärten sich sofort dazu bereit. Nachts um 11 Uhr kletterten wir aus dem Graben, nachdem ich den Posten an der Sappe verständigt hatte, daß wir auf Patrouille draußen seien. Dies war nötig, um nicht bei der Rückkehr für anschleichende Franzosen gehalten und abgeknallt zu werden, was leider öfter vorkam. Wir hatten Gewehre mit, ich auch noch eine Pistole, ferner unsre Seitengewehre und Spaten und einen Sack zum Fortschaffen der Weinflaschen. Die Lage des Schlosses sowie die Eingangsseite hatten wir uns bei Tage genau eingeprägt.

Die Nacht war stockfinster, — vereinzelte Schüsse, ab und zu eine Leuchtkugel. Da galt es jedesmal, sich schnell hinzuwerfen

und regungslos liegen zu bleiben. Wir erreichten schnell das Schloß. Nichts Verdächtiges regte sich. Wir suchten die Tür, fanden auch bald den Kellereingang, der von einer Art Diele aus durch eine eiserne Tür ging. Wir mußten über Schutt, Balken und Trümmer steigen, da hier ein paar französische Volltreffer gehaust hatten. Die eiserne Tür hing, vollständig verbogen, nur noch in einer Angel. Ein Mann blieb nun zur Sicherheit mit entsichertem Gewehr oben stehen, während ich mit den beiden andern in den Keller hinunterstieg. Es war eine breite und sehr tiefe Steintreppe. Wir konnten nun von unsern elektrischen Taschenlaternen Gebrauch machen. Unten angekommen, fanden wir, daß tatsächlich noch große Mengen Wein, sowohl in großen Fässern als auch in Flaschen, die in Regalen lagerten, vorhanden waren. Wir füllten erst den Sack, wobei wir natürlich die besten Marken bevorzugten. Sodann labten wir uns an Ort und Stelle, hüteten uns aber, zuviel zu trinken, denn wir kannten die Tücke alten Weines. Kreuzvergnügt zogen wir ab und kamen auch glücklich wieder in unserm Graben an, wo wir natürlich den Wein an solche Kameraden verteilten, von denen wir glaubten, daß sie reinen Mund zu halten verständen. Unserm Zugführer, einem Vizefeldwebel, der heute im Allgäu als Käsereibesitzer lebt, gaben wir, da er ein tadelloser Vorgesetzter und Kamerad war, ebenfalls eine Flasche alten Portwein. Ihm sagte ich natürlich die Herkunft des Weines und er erbot sich, das nächste Mal selbst mitzugehen. Wie es kam, habe ich nie erfahren, aber Tatsache war, daß unser Kompanieführer schon am nächsten Morgen Wind von der Sache hatte. Er ließ mich kommen und wollte in seiner üblichen Weise gleich lospoltern. Ich sagte ihm aber rundweg, daß wir eben auch mal Wein trinken wollten. Bis jetzt wäre derselbe bloß immer für die Herren Offiziere dagewesen. Tatsächlich erhielten wir auch so gut wie gar keinen Wein. Er sah wohl ein, daß es nicht gut wäre, noch viel zu sagen, verbot aber eine Wiederholung unsrer gefährlichen „Requirierung". Ich dachte an die bekannte Einladung des Götz von Berlichingen und nahm mir vor, die Verteilung an die Kameraden das nächste Mal vorsichtiger zu bewerkstelligen.

Franzosen trinken auch gern Wein.

Als wir das nächste Mal wieder in Stellung waren, gingen wir vier wieder los, kamen auch, da wir orientiert waren, glücklich am Schloß an. Wieder blieb ein Kamerad als Posten draußen. Aber wer beschreibt unser Erstaunen: als wir die Treppe hinunter wollten, hörten wir Stimmen und sahen Lichtschimmer. Ich horchte. Es waren französische Laute. Wir verhielten uns mäuschenstill, ich schlich mich lautlos an die Tür, die einen Spalt offen hatte und sah, daß drei Franzosen unten waren. Ihre Gewehre lehnten an den Regalen. Sie hatten ebenso wie wir einen Sack mit, der bereits mit Flaschen gefüllt war, und taten sich unbekümmert am Weine gütlich, anscheinend im Begriff, sich total zu betrinken. Was tun? Unverrichteterdinge abziehen ohne Wein? Das paßte uns natürlich nicht in den Kram. Wir waren durch die Unvorsichtigkeit der Franzosen im Vorteil und das nützte ich aus. Ich verständigte rasch die beiden Kameraden, dann öffnete ich die Tür und rief den Franzosen in ihrer Sprache mit vorgehaltener Pistole „Hände hoch!" zu, während meine beiden Kameraden mit angelegtem Gewehr an der Tür stehenblieben. Die Franzosen waren vollständig überrumpelt und dachten an keine Gegenwehr, die ja sinnlos gewesen wäre. Sie fürchteten natürlich von uns niedergeschossen zu werden und baten um Pardon. Im Nu waren sie durch den Schreck nüchtern geworden. Einer, ein älterer Mann, schrie in einem fort: „Erbarmen, Kamerad! Ich bin verheiratet, habe fünf Kinder!" Ich gebot ihnen, vor allem ruhig zu sein, da der Lärm doch drüben gehört werden könnte. Dann ließ ich den einen meiner Kameraden die Gewehre der Franzosen an sich nehmen und sagte zu ihnen: „Kameraden, wir sind hier auf neutralem Gebiet. Wir wollen uns als Kameraden betrachten. Ihr könnt ungehindert mit euerm Wein zu den Eurigen zurückkehren, wenn ihr auf Ehrenwort erklärt, es in Zukunft genau so zu machen, falls

Scherenschnitte von Georg Hempel.

wir hier wieder zusammentreffen und wir dann die ersten sind. Es ist Wein genug für uns alle da, und wir wollen euch zeigen, daß wir nicht die Barbaren sind, wie euch gesagt wurde." Nie vergesse ich die Freude, welche diese in fließendem Französisch gesprochenen Worte bei den dreien auslöste. Sie versprachen alles, schüttelten uns die Hände und waren uns beim Füllen unsers Sackes behilflich. Wir unterhielten uns wohl noch eine halbe Stunde, tranken zusammen ein paar Flaschen, wobei sie dann auch erzählten, daß sie bereits das dritte Mal hier auf Wein aus wären. Durch einen Kameraden, der zufällig in diesem Schlosse bedienstet war, wären sie auf den Weinkeller aufmerksam gemacht worden. Sie hätten zwar genug Wein, aber nur ganz gewöhnlichen Landwein, und ein Franzose ziehe doch einen feinen Tropfen vor. Auch etwas Abenteuerlust habe sie dazu verleitet.

Mit dem Versprechen, uns in fünf Tagen wieder hier zu treffen, trennten wir uns wie Brüder. Leider kam das Wiedersehen nicht mehr zustande, da ich zwei Tage später beim Schanzen durch eine verirrte Kugel leicht verwundet wurde und vierzehn Tage im Revier bleiben mußte. Später setzte dann als Vorbereitung zur Mai-Offensive eine rege Tätigkeit der französischen Artillerie ein, und mit dem Weinholen war es nun vorläufig zu Ende. Bei der Mai-Offensive wurde das Schloß völlig zerstört, wahrscheinlich also auch der Zugang zum Keller verschüttet. Bei den Aufräumungsarbeiten wird der Wein hoffentlich seiner Bestimmung zugeführt worden sein. Leider sind zwei von den Kameraden, die bei unsrer Wein-Expedition dabei waren, später gefallen, einer bei der Mai-Offensive 1915 und der andre im August 1916 an der Somme. Der dritte Kamerad lebt noch hier in München, er ist ebenso wie ich ein treuer und aktiver Reichsbannerkamerad. Sooft wir uns treffen und alte Fronterinnerungen auffrischen, denken wir auch an den Felsenkeller von „Saint Laurent". —

Von Putsch und Putschisten

Von Karl Bröger (Schluß.)

Zwei Bücher als Zeugen.

Was bisher allgemein und aus der Rückschau gesagt wurde, soll nun erhärtet werden an Hand zweier Bücher, die von Putsch und Putschisten handeln. Nehmen wir das erste Buch zur Hand. Es heißt schlicht und bündig: „Roßbach." Geschrieben ist es von Arnolt Bronnen und erschienen im Verlag von Ernst Rowohlt, Berlin. Wer nur oberflächlich die deutsche Nachkriegszeit in ihrem Auf und Ab verfolgt hat, dem ist auch der Name „Roßbach" erinnerlich. Der Oberleutnant Gerhard Roßbach ist Frontoffizier von jenem Gepräge, das als echt anerkannt werden muß bei allen Einwänden, die gegen diesen Vorkriegstyp notwendig sind. Der Mann hat seine Pflicht getan ohne jede Schonung gegen sich und andre. Der Leerlauf begann bei ihm mit dem Ende des Krieges. Das Heer löste sich auf, doch der Oberleutnant Roßbach betrieb den Krieg auf eigne Faust weiter. Zuerst beim Grenzschutz im Osten, dann in Oberschlesien ging Roßbach seine besondern Wege und war bald der Schrecken aller Reichswehrkommandos, in deren Gebiet er sich gerade befand. Nicht ohne Komik liest sich, wie der militärische Privatunternehmer Roßbach sein Gewerbe gegen die Anordnungen legaler Reichswehrstellen verteidigte. Nach dem Küstriner Aufruhr und durch die Teilnahme am Münchner Hitler-Putsch vom 9. November 1923 verblich Roßbachs Stern allmählich. In Salzburg gab er ein Gastspiel, kam durch die Amnestie wieder zurück und ist seitdem aus dem politischen Leben scheinbar verschwunden. Mit einer Schar junger Leute zieht Roßbach durch Deutschland und sucht vor allem die mehr bäuerlichen Gegenden auf. „Spielschar Roßbach" nennt sich die Truppe, von der aber nicht zu glauben ist, daß sie eine verspätete Nachblüte der Wandervogelbewegung wäre. Sie singen und spielen, sprechen und tanzen, wie das auch andre Gruppen der bündischen Jugend tun. Doch dieses harmlose Auftreten täuscht nur harmlose Gemüter. Ein Landsknecht wird nicht so leicht zum „fahrenden Sänger, von niemand gekannt". Er ist und bleibt ein „Rattenfänger von Stand". Roßbach gibt das auch rundweg zu in einem Vorwort zu seinem Lebensabriß, wo es unter der Schlagzeile „Politische Rechenschaft" unmißverständlich ausgesprochen wird.

„Sturmtrupp, Freikorps, Selbstschutz, Sabotagetrupp, Landarbeiter-Gemeinschaft, Schwarze Reichswehr, Politische Kampf-Organisation, Bund, Spielschar: Truppen desselben Geistes, derselben Führung. Vorn stehen wir Kampf-Truppen-Kommandeure und suchen die Entscheidung: dort, wo sie fallen muß; wissend, daß sie fallen wird."

Deutlicher kann es nicht gesagt werden, daß Roßbach immer noch ist, was er war: Ein geschworner Feind der Republik, ein Putschist, der vor nichts zurückschreckt und nur auf die Stunde wartet, die er für die Stunde hält. Was für eine Stunde damit gemeint ist, weiß jedes Kind.

Das Buch von „Roßbach" beschränkt sich in der Hauptsache auf eine biographische Darstellung des Oberleutnants Roßbach. Nur da und dort läßt es einen Blick tun in die Hintergründe und Triebkräfte. In einem knappen, manchmal schon manieriert knappen Stil geschrieben, gibt es Aufschluß über die Denkart eines nationalistischen Aktivisten, dem der Putsch als durchaus erlaubtes Mittel im Kampf um die deutsche Zukunft gilt.

Wieviel Roßbach selbst an dem Buche gestaltet hat, wird nicht erkennbar. So hat als Verfasser wohl Arnolt Bronnen zu gelten, der seit seinem Roman „SO." auch der rechte Mann für eine solche Aufgabe ist. Arnolt Bronnen hat sich nicht immer als nationaler deutscher Aktivist gefühlt und dementsprechend aufgeführt. Früher schlug er andre Töne an und suchte es Bert Brecht in kritischem Zynismus gleichzutun. Bevor Bronnen seine tiefe Neigung für den nationalen Aktivismus entdeckte, umarmte er begeistert das Weltall. Die Wandlung kam sogar seinen nächsten Freunden überraschend, worüber in der „Weltbühne" manches Erquickliche nachzulesen ist. Bronnen heißt dort nur noch „der jüdische Kantor des Dritten Reiches".

Im Stoff berührt sich das zweite Buch mit Bronnens „Roßbach"-Legende, hat aber weit mehr lebendige Fülle. Ernst von Salomon, einer der Rathenau-Verschwörer, ist sein Verfasser, Rowohlt hat es gleichfalls verlegt. Auf fast 500 Druckseiten schildert Salomon seine Erlebnisse und entwirft ein Zeitbild, dem dokumentarischer Wert zuzusprechen ist. Der 16jährige Obersekundaner wird aus seinen hochfliegenden Kadettenträumen durch den militärischen Zusammenbruch grausam gerissen. Er war bei Kriegsende eben Fähnrich geworden, sah nun aber die Laufbahn eines königlich preußischen Offiziers beendet, noch ehe sie für ihn begonnen hatte. Bald ist Salomon bei allen möglichen Freikorps zu finden, kämpft im Baltikum in der „Eisernen Division", wird beim Kapp-Putsch mit der Kompanie Berthold von den Harburger Arbeitern gefangengesetzt, entwischt im letzten Augenblick und taucht bei den Abstimmungskämpfen in Oberschlesien wieder auf. Die einsetzende Inflation sieht Salomon in Berlin, wo der nun Zwanzigjährige eine Wechselstube betreibt. Von Berlin aus erfolgen Abstecher in die Grenzgebiete, nach Köln, in die Rheinpfalz, nach Frankfurt a. M. Dort lernt Salomon den gewesenen Oberleutnant zur See Kern kennen, der ein Mann von rücksichtsloser Energie gewesen sein muß und von Salomon als der Kopf einer damals über das ganze Reich ausgedehnten Verschwörung bezeichnet wird. Der Kreis um Kern ist äußerst rührig, sabotiert im besetzten Gebiet, wo sich dazu nur Anlaß bietet und macht den Besatzungsbehörden schwer zu schaffen. Eine Schar zu allem entschlossener Männer hat sich um Kern gesammelt, Männer, die jeden Einsatz wagen, weil sie nichts mehr zu verlieren haben. Dieser Zirkel brütet auch den Plan zur Erschießung von Walter Rathenau aus. Am 24. Juni 1922 fielen aus dem von Techow gelenkten Auto die tödlichen Schüsse auf Rathenau. Salomon gehörte zum engsten Kreise der Verschwörer, wurde aber erst nach Monaten gefaßt. Die beiden Attentäter Kern und Fischer waren inzwischen in der Ruine Saaleck bei Bad Kösen aufgespürt worden. Fischer fiel im Kampf, Kern erschoß sich selbst. Im Prozeß gegen die Rathenau-Mörder wurde Salomon zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, die er bis auf einen kleinen Rest auch verbüßte. Die Darstellung dieser Haftzeit bildet den letzten Teil des Buches.

Wenn irgendwo, so ist in diesem Buch Ernst von Salomons ein Querschnitt durch das Denken und Wollen der bürgerlichen Jugend im Deutschland des Nachkrieges zu finden. Beachtenswert gut sind Menschen und Ereignisse dargestellt. Einzelne Abschnitte erheben sich zu einer bildlichen Kraft, die den sehr begabten Schriftsteller Salomon fast in die Nähe eines Dichters rücken. Zu uns spricht ein Mensch, der an das, wofür er kämpft, fanatisch glaubt und der durchaus bereit ist, sich diesem Glauben zu opfern. Woran glaubt nun aber Salomon? So sonderbar es klingt: Es gibt in dem ganzen umfangreichen Buche nicht eine Zeile, die das klar ausspricht. Ganz klar wird nur, woran Salomon nicht glaubt. Er glaubt nicht an Demokratie und Sozialismus, nicht an eine Verständigung der Nationen, überhaupt nicht an eine Ordnung, die von einem andern Geist als dem Geiste der Gewalt beherrscht wird. Ist das Buch zu Ende gelesen, so gähnt hinter der bewegten Fülle von Menschen und Ereignissen eine trostlose Oede, ein geistiges Nichts, das erschrecken muß. Geben wir Salomon selbst das Wort! Als er vom Untergang der Freunde Kern und Fischer erfährt, bricht es aus ihm heraus:

„Diese fette, widerliche Welt mußte ausgerottet werden. „Ausrotten, ausrotten" knallte der Zug über die Schienen. Es gab ja keine Menschen mehr. Es gab nur noch Fratzen. Sie ist ja schon da, die Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt. Da zwischen knallen. Vernichten, kalt und systematisch. Die Erde verträgt ja keine Teufel mehr. Sie müßte dem Satan zufallen wie eine faule Frucht, wenn er wiederum sein Reich aufrichtet. Warum den höllischen Kontrakt nicht unterschreiben? Ich würde mir wünschen, unsichtbar zu werden. Wenn es doch ein Mittel gäbe, eine Zaubersalbe, oder einen Ring, den man einmal am Finger drehen muß, eine Tarnkappe, die nicht Siegfried, die Hagen geweiht, — vielleicht den Stein der Weisen, den man in den Mund steckt, um unsichtbar zu sein! Und Kern sollte eine Fackel angezündet werden, ein Fanal, das über die Trümmerfelder leuchtet — Feuerbrände in die Städte, straßauf, straßab, und Pestbazillen in die Brunnen. Der Gott der Rache hatte seine Würgeengel. Ich melde mich zu dieser Formation. Da soll kein Blutkreuz an den Pfosten helfen. Sprengstoff unter diesen verrotteten, stinkenden Brei, daß der Dreck bis an den Mond spritzt. Wie sich die Welt wohl ohne Menschen schickt? Ich würde durch die qualmenden Räume streifen, durch die fahlen, entvölkerten Städte, in denen der Leichenduft das letzte Leben erstickt, der ganze Plunder hinge dann in traurigen Fetzen von den gespaltenen Wänden und zeigte die hohlen Wünsche nackt. Ich würde die Maschinen in den toten Fabriken anstellen, daß sie sich selber zerschmettern in rasselndem Leerlauf, zwei Züge würde ich heizen und aufeinanderprallen lassen, daß sie sich bäumen und krümmen und türmen und zerspellt die Böschung herunterrollen; die Ozeandampfer, die Wunder der modernen Welt würde ich unter Volldampf gegen die Steine der Hafenmauern jagen, bis sie ihre gleißenden Bäuche aufreißen und zischend in der aufgewühlten Flut verkochen. Glatt rasiert müßte die Erde werden, bis nichts mehr stand, was Menschenhand gebaut. Vielleicht kommt vom Mond oder vom Mars eine neue Rasse, ein edleres Geschöpf, das die Erde bewohnt; her damit, die Welt soll wieder einen Sinn bekommen."

So steht es Wort für Wort nachzulesen auf den Seiten 333 und 334 des Buches „Die Geächteten" von Ernst von Salomon. Weht hier ein andrer Geist als jener Geist absoluter Leere, der sich an Gedanken der Zerstörung berauschen muß, um stark zu werden? Dieses Bekenntnis eines nationalen Aktivisten, der den Sinn der Weltgeschichte im Siege der Deutschheit erblickt, ist ein vollkommenes Programm des Bürgerkrieges. Die Welt ist reif zum Untergang, weil die Salomon und Genossen darin nicht jene Rolle spielen, die ihnen als den gebornen Führern gebührt. Sie sind allein Edelmenschen, die andern nur Dreck und stinkender Brei. Weshalb die Salomons auch ausersehen sind, das Urteil zu vollstrecken! Etwas arg naiv klingt der Wunsch nach der Zaubersalbe, dem Ring oder der Tarnkappe, aber gerade dieser Wunsch enthüllt die ganze innere Hohlheit und Schwäche dieses Gewaltgeistes. Er will für andre Schicksal spielen, selbst sich aber dem Schicksal nicht stellen, sondern unsichtbar bleiben. Wenn dann eines Tages die edlere Rasse vom Mond oder vom Mars erscheint, sind wenigstens noch einige vom Schlage Salomons auf Erden, mit denen sich etwas anfangen läßt. Der ganze lächerliche Hochmut, die völlig grundlose Ueberheblichkeit dieser nationalen „Retter" verbinden sich mit einem ebenso großen Unvermögen, die Welt in ihrer Realität zu fassen und zu gestalten. Erst alles vernichten, dann wird — „vom Mond oder vom Mars" — schon das Neue erscheinen.

Was folgt daraus für uns?

Der Kampf um die Republik in Deutschland steht noch vor seiner letzten Entscheidung. Gekämpft wird nicht nur im Alltag der Politik und der Wirtschaft. Der Kampf um die Republik ist ein Kampf von Geist und Gesinnung. Hüten wir uns vor einer Unterschätzung der geistigen Gegner! Sie sind gerüstet und in steter Bereitschaft. Gern wird jeder Republikaner jene Worte von Thomas Mann unterschreiben, worin das geschichtliche Verdienst der deutschen Demokratie würdig und der Wahrheit gemäß festgehalten ist. Doch die Kräfte des Alten sind mächtig und wissen sich dem Zeitwandel anzupassen. Es ist wenig damit gedient, die Gegner der Republik als reaktionär zu bezeichnen und wegwerfend von „Nationalisten" und „Putschisten" zu reden. Sicher gibt es in diesen Kreisen Stellenjäger, Konjunkturpatrioten und ähnliche Geschäftsleute einer bestimmten Gesinnung. Doch verkennen wir die Anziehungskraft nicht, die von jenen Idealisten ausströmt, an denen es dem nationalen Aktivismut in Deutschland nicht fehlt. Diese Anziehungskraft wirkt besonders in der Jugend, und nicht nur in ihrem bürgerlichen Teil. Diesem durchaus tragischen, weil ziellosen Idealismus müssen wir den unbedingten Glauben an Republik und Demokratie entgegensetzen, eine geistige Haltung, die ebenso aus einer innersten Ueberzeugung fließt, wie sie es tut bei den Besten der Gegenseite. Wir brauchen darum nicht in eine hemmungslose Schwärmerei zu verfallen. Jede Gegenwart wird nur gestaltet im Aufblick zu ihrer Zukunft. Aber diese Zukunft kommt nicht vom Mond oder vom Mars: sie muß im Kleinsten und Geringsten erarbeitet werden, heute und hier schon. Auch vom Gegner ist zu lernen. Diese Roßbach und Salomon, Hitler, Ehrhardt kämpfen nach unsrer Ueberzeugung für Totes, das nicht mehr lebendig zu machen ist. Aber sie kämpfen darum mit aller Kraft und Entschlossenheit. Wenn etwas Achtung abnötigt, dann ist es diese Entschlossenheit und Energie, der wir nur gewachsen sein werden, die wir auch nur niederringen, wenn wir eine noch stärkere Entschlossenheit, einen unüberwindlichen Willen für unsre republikanischen Ziele aufbringen. —

Der Kriegsgefangene

Stets ein Wind an gelber Mauer.
Kraut und Nessel wuchert schon.
Stets berührt und gern Beschauer
lehn ich grau an gelber Mauer.

Wolk' und Wind, mir nicht im Bunde,
grell durchhellte Prozession,
ziehen über meinem Munde
hügelwärts in blaue Runde.

Vor entfernter Häuserzeile
humpelt der verlorne Sohn
Poilu — ganz ohne Eile
kehrt er heim die lange Zeile.

Schon verdeckt ihn jene Mauer
samt der Hose, rot wie Mohn.
Doch ich selber, arme Trauer,
dreh' mich grau zur selben Mauer.

Georg von der Vring.